

Crossroad-Puzzle

Intersektionelle Gesellschaftstheorie zwischen Strukturen, Kategorien und Ideologien

von Robin Forstenhäusler

19

In der makrosoziologisch ausgerichteten Intersektionalitätsforschung werden Rassismus, Klassen- und Geschlechterverhältnisse als ‚Strukturkategorien‘ konzeptualisiert. Diese theoretische Rahmung verdinglicht ineinandergreifende und widersprüchliche gesellschaftliche Prozesse und nivelliert zugleich ihre Besonderheiten. Dagegen wird im vorliegenden Text für einen Perspektivwechsel argumentiert: Gesellschaft wird mit Rekurs auf die Kritische Theorie als Totalität begriffen, innerhalb derer die heterogenen Antagonismen in einem dynamischen Verhältnis stehen. Anhand des Verhältnisses von Rassismus und Antisemitismus wird gezeigt, wo Leerstellen des konzeptionellen Rahmens von ‚Rasse‘, Klasse und Geschlecht liegen und warum dagegen eine ideologiekritische Konzeptionalisierung von Intersektionalität sinnvoll ist.

abstract

Schlagwörter

Intersektionalität; Gesellschaftstheorie; Strukturkategorie; Sozialontologie

Einleitung

Intersektionalität ist inzwischen ein allgegenwärtiges Buzzword (vgl. Davis 2008). In Sozialwissenschaft, Jurisprudenz und Pädagogik hat sich Intersektionalität als heuristisches Modell etabliert. In den politischen Strömungen des (Queer-)Feminismus und Antirassismus gehört es heutzutage fest zum eigenen Selbstverständnis. Die Gemeinsamkeit der verschiedenen wissenschaftlichen und politischen Bezugnahmen besteht indes in der Uneinigkeit über die konkrete begriffliche Fassung (vgl. ebd.: 67). Der Versuch, sich Intersektionalität als theoretischem Gegenstand zu nähern, gestaltet sich daher schwierig. Zu breit gefächert und heterogen ist die Rezeption des Ansatzes, der ursprünglich von Kimberlé Crenshaw ins Leben gerufen wurde. Orientiert man sich an Crenshaw (1989: 139f., 151) selbst, ist der Gegenstand von Intersektionalität vornehmlich die Diskriminierungserfahrung sowie deren Gegenstück, das Privileg. In einer Metapher drückt die Rechtswissenschaftlerin aus, was genau unter Intersektionalität vorzustellen sei: Eine Schwarze Frau erleidet auf einer Kreuzung (intersection) einen Unfall. Die sich kreuzenden Straßen stehen dabei jeweils für rassistische und sexistische Diskriminierung. Die Ursache des Unfalls kann aus jeder der beiden Fahrtrichtungen erfolgen oder auch aus beiden zugleich; die Person kann demnach als Schwarze, als Frau oder als Schwarze Frau diskriminiert

werden. Letzterer Fall sei nicht additiv zu denken, da aus der Intersektion Schwarz/weiblich Diskriminierungserfahrungen emergieren können, die mehr als die Summe ihrer Teile sind (vgl. ebd.: 149).

Der Bewertungsmaßstab orientiert sich hier mehr an den negativen Erfahrungen der von Diskriminierung Betroffenen und weniger an den gesellschaftlichen Funktionsweisen, die sie bedingen. Der Mainstream der Intersektionalitätsforschung formuliert daran anknüpfend eine eher moralische als gesellschaftstheoretisch informierte Kritik. So verstandene intersektionale Praxis zielt mit Rekurs auf Crenshaw auf die „inclusion of marginalized groups“ (ebd.: 167), beispielsweise mittels der Entwicklung von Antidiskriminierungstrainings und Diversitätsmanagement. Von der Verfasstheit der Gesellschaft, die kritisiert wird, erfährt man hingegen wenig – im Grunde nur, dass sie die bereits vorausgesetzten diskriminierenden Effekte hervorbringt (vgl. Zander 2017: 53). In einem Überblickstext zum Thema wird zwar postuliert, Intersektionalität ließe sich nicht auf Diskriminierungsformen reduzieren und dass das intersektionelle Paradigma „[k]eine konkrete theoretische Zugangsweise vorgibt (etwa gesellschaftstheoretische Ansätze, Identitätstheorien oder Dekonstruktivismus)“ (Marten/Walgenbach 2017: 158); nichtsdestotrotz werden einige grundsätzliche Schwierigkeiten offenbar, die sich aus der makrosoziologischen Erweiterung eines

ursprünglich auf der Mikro- und Mesoebene operierenden diskriminierungstheoretischen Ansatzes ergeben. Diese werde ich zuerst mit Blick auf den aktuellen Diskurs darstellen und im darauffolgenden Kapitel umfassender diskutieren. Mit Blick auf die sozialtheoretischen Grundlagen stellt sich die Frage, was im Rahmen der Kreuzungs-Metaphorik eigentlich überkreuzt wird – ist dies auf der Ebene von individuellen Merkmalsträger*innen unmittelbar ersichtlich, gestaltet sich die Beantwortung im Falle komplexer sozialer Verhältnisse schwieriger. Intersektionalität kann hier „zum Containerkonzept für alles werden, was sich ‚kreuzt‘ oder als kreuzbar vorstellen lässt“ (Knapp 2013: 343). Wie gezeigt wird, ist die Aufteilung sozialer Relationen in kreuzbare Bausteine allerdings problematisch – man hat es gleichsam mit einem intersektionellen Puzzle zu tun, das Leerstellen aufweist und dessen Puzzleteile überdies nicht recht zusammenpassen. Die vorliegende Arbeit zielt auf die Analyse der Grenzen einer innerhalb der Heuristik des Intersektionalitätsparadigmas gefassten Gesellschaftstheorie, indem sie die Perspektive jeweils auf die Überkreuzung von Strukturen, Strukturkategorien und Ideologien fokussiert. Es wird dabei vor allem die Dimension des Rassismus und abschließend auch dessen Verhältnis zum Antisemitismus im Zentrum der Betrachtung stehen, um anhand dessen die Problematik zu entfalten. Schlussendlich werden die Ergebnisse zusammengefasst.

” [M]an hat es gleichsam mit einem intersektionellen Puzzle zu tun, das Leerstellen aufweist und dessen Puzzleteile überdies nicht recht zusammenpassen.

Intersektionelle Gesellschaftstheorie – Forschungsstand und Problemexposition

Die Ungleichheitsforscherin Leslie McCall unterscheidet drei methodologische Ansätze innerhalb des Intersektionalitätsdiskurses: intra-kategoriale Zugänge, die sich mit Differenzen innerhalb einer Kategorie beschäftigen, anti-kategoriale Zugänge, denen es um die Dekonstruktion von Gruppenkategorien geht und inter-kategoriale Zugänge, die, von bestehenden Ungleichheitsverhältnissen ausgehend, deren Interferenzen in den Blick nehmen (vgl. McCall 2005). Auffallend ist hier die Verwendung des Kategorienbegriffs, der die Literatur wie ein roter Faden durchzieht, indes kaum spezifiziert wird. Klar ist, dass es sich hier nicht um den Kategorienbegriff der philosophischen Tradition handelt, etwa um Seins- und Aussageweisen im Sinne der aristotelischen Kategorienlehre oder um kantsche Verstandesbegriffe. Vielmehr scheint Kategorie etwa in der Bedeutung von ‚Rubrik‘ als Ordnungsbegriff gebraucht zu werden.

Doch anhand von McCalls Einteilung wird bereits deutlich, dass hier zweierlei rubriziert wird: Einerseits handelt es sich um *Identitätskategorien* beziehungsweise *group memberships*, deren Interferenz innerhalb der beschreibende Soziologie anhand von Merkmalen (Hautfarbe, Einkommen, Geschlechtsmerkmale) gedacht wird und die der Gegenstand intra- und anti-kategorialer Ansätzen sind – diese Ebene hat die Merkmalsträger*innen als fertige gesellschaftliche ‚Produkte‘ zum Gegenstand – andererseits fokussieren sich inter-kategoriale Ansätze auf diejenigen sozialen Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse, die jene Merkmalsträger*innen zuallererst ‚produzieren‘. Sie werden als sogenannte *Strukturkategorien* in der Analyse vorausgesetzt, wobei in den Sozialwissenschaften die ‚contemporary holy trinity‘ (Terry Eagleton) von ‚Rasse‘, Klasse und Geschlecht gängig ist. Ihr Zusammenwirken innerhalb komplexer gesellschaftlicher Dynamiken zu denken, birgt jedoch erhebliche theoretische Schwierigkeiten (vgl. Soiland 2012). Zudem wird die Frage nach der Vermittlung beider kategorialer Ebenen aufgeworfen.

Makrosoziologische Theorien, denen dieser Ausgangspunkt (Einteilung gesellschaftlicher Verhältnisse in Kategorien sozialer Teilung und Analyse derer Intersektionen) zu eigen ist, gibt es in verschiedener Ausgestaltung, etwa aus feministischer Perspektive, systemtheoretisch oder praxeologisch orientiert (vgl. überblickshaft Knapp 2013:

348ff.). Dem vorliegenden Text geht es indes ausdrücklich nicht darum, eine spezifische Theorie in concreto zu kritisieren. Vielmehr besteht sein Anliegen darin, zu prüfen, inwiefern eine solche Anwendung der intersektionalen Heuristik auf gesellschaftstheoretischer Ebene mit bestimmten *grundsätzlichen* Schwierigkeiten konfrontiert ist. Statt einen umfassenden aktuellen Forschungsstand darzustellen, umreißt ich im Folgenden die Problematik anhand von zwei prominenten Beispielen.

Eine vieldiskutierte Theoretikerin aus dem US-amerikanischen Kontext ist Patricia Hill Collins (2019). In ihrem jüngsten Werk unternimmt Collins den Versuch, Intersektionalität gesellschaftstheoretisch zu fundieren und sie „as a critical social theory that is under construction“ (ebd.: 6) unter anderem mit der Tradition der Kritischen Theorie ins Gespräch zu bringen. Max Horkheimers Formulierung, der zufolge sich Gesellschaftstheorie mit einem Objekt befasse, das sich zwar historisch verändert, jedoch durch den geschichtlichen Wandel hindurch mit sich identisch bleibt, interpretiert die Autorin im Sinne der Intersektionalität dergestalt, dass die sich durchhaltenden Identität in „systems of power“ bestehe, die sich in verschiedenen Formen sozialer Ungleichheit niederschlagen würden. Als solche Systeme der Macht benennt Collins „economic inequality, racial inequality, gender inequality, and sexuality inequality, for example — as simultaneously *particular*

in their organization and effects, yet universal in their material reality” (ebd.: 62, eig. Herv.). Während Collins partikulare „co-forming systems of power“ (ebd.) als Determinanten hinter den Erscheinungen sozialer Ungleichheit ausmacht, ist für die Kritische Theorie weniger der Begriff der Macht als derjenige der Struktur bedeutsam. Diese wird nicht als partikular, sondern gerade in ihrer Universalität und (widersprüchlichen) Einheit gefasst. Damit ist ein neuralgischer Punkt angesprochen: die Frage danach, wie die Entitäten, die in der intersektionalen Analyse überkreuzt werden sollen, eigentlich beschaffen sind, sowie die Frage nach ihrem Verhältnis zueinander und nach ihrer Gewichtung. Die Heuristik der Intersektionalität gibt eine symmetrische Betrachtung vor: Die sich kreuzenden Straßen sind von gleicher Beschaffenheit, sie verlaufen (bis zum Punkt ihrer Kreuzung) unabhängig voneinander und stehen nicht a priori in einem hierarchischen Verhältnis. Im folgenden Kapitel werde ich argumentieren, dass diese Perspektive, angewandt auf gesellschaftstheoretische Fragestellungen theoretische Probleme birgt, die in der bisherigen Diskussion nicht zufriedenstellend adressiert worden sind.

Programmatisch innerhalb der deutschen Intersektionalitätsdebatte ist ferner die intersektionale Mehrebenenanalyse von Gabriele Winker und Nina Degele (2009), die sich an der Praxeologie Pierre Bourdieus

orientiert. Die Autorinnen unterscheiden systematisch zwischen einer sozialstrukturellen Makroebene, einer Mikroebene sozial konstruierter Identitäten und der Ebene symbolischer Repräsentation, wobei alle drei Ebenen vor dem Hintergrund der als übergreifende Struktur vorausgesetzten kapitalistischen Gegenwartsgesellschaft betrachtet werden. Auf Strukturebene werden von Winker und Degele vier Herrschaftsverhältnisse – „Klassismen, Heteronormativismen, Rassismen und Bodyismen“ (ebd.: 38) – analog zu den Kategorien Klasse, Geschlecht, ‚Rasse‘ und Körper unterschieden, die über die Verteilung von Arbeitsmarktchancen und reproduktiven Tätigkeiten die soziale Lage der Einzelnen bestimmen. Am Beispiel der intersektionalen Mehrebenenanalyse wird insbesondere das Problem der Vermittlung dieser Ebenen sichtbar. Die von den Autorinnen genannten Herrschaftsverhältnisse werden durchgängig in einem diskriminierungstheoretisch verengten Rahmen behandelt, was schon an dem Kurzschluss von Klasse und Klassismen deutlich wird (vgl. ebd.: 42f.; kritisch Zander 2017: 53ff.). Dass der Marxsche Klassenbegriff und mit ihm ein Verständnis des kapitalistischen Ausbeutungsverhältnisses zugunsten eines diskriminierungstheoretisch operierenden Klassismusbegriffs verabschiedet wird (vgl. Sanolas 2020; Kováts/Land 2020), verweist auf eine problematische Tendenz der Verquickung von Struktur- und Identitätskategorien, die den real existierenden

Klassenverhältnissen und deren Vermittlung nicht gerecht wird. Weiterhin wird hier deutlich, dass eine Kategorisierung sozialer Teilung immer mit einer Auswahl und folglich auch mit Ausschlüssen einhergeht (vgl. Klinger 2012). Die Dimensionen individueller Diskriminierung sind prinzipiell offen und unabschließbar, sie lassen sich jedoch nicht einfach auf gesellschaftstheoretischer Ebene verdoppeln; hierfür bedarf es triftiger Argumente. Wenn Winker und Degele der Dreierkette von Klasse, Geschlecht und ‚Rasse‘ diejenige des Körpers hinzufügen, argumentieren sie mit dem gegenwartsdiagnostischen Verweis auf den verstärkten Zugriff auf Körperlichkeit in Zeiten neoliberaler Regulierung. Man mag das sinnvoll finden oder nicht (vgl. kritisch Knapp 2013: 349f.), jedoch wird die Frage aufgeworfen, warum andere mikrosoziologischen Phänomene kein Pendant auf Strukturebene erhalten. Besonders der Fall des Antisemitismus, der bruchlos unter die Kategorie Rassismus subsumiert wird, verweist auf theorieimmanente Verkürzungen des exklusiven analytischen Rahmens von Klasse, ‚Rasse‘ und Geschlecht.

Intersektionalität von was? – Überkreuzung von Strukturen, Strukturkategorien und Ideologien

In einem Interview äußerte Emilia Roig, Direktorin und Gründerin des *Center for Intersectional Justice*, dass es Intersektiona-

lität dezidiert nicht vorrangig um Fragen der Diskriminierung und Identität ginge, sondern um die Beschäftigung „mit den Systemen, die diese Identitäten produziert [sic]“ (Schulz 2020). Den Rassensbegriff aus dem wissenschaftlichen Vokabular zu streichen, sei laut Roig nicht zielführend, da menschliche Rassen zwar nicht existieren, Menschen jedoch systematisch rassifiziert werden. ‚Rasse‘ als analytische Kategorie sei daher unabdingbar für die Sichtbarmachung dieser Prozesse. Die Frage nach der Absicht sei dabei nicht entscheidend, denn „es ist unmöglich zu entkommen. Niemand kann behaupten, von Rassismus nicht betroffen zu sein – sowohl passiv als auch aktiv“ (ebd.). Die unbewusste Perpetuierung, der man sich als nicht betroffene Person schuldig mache, gelte es erst einmal zu akzeptieren, um „strukturellen und systemischen Rassismus“ (ebd.) zu bekämpfen.

Dieser Rekurs auf Roig soll zunächst eine problematische Tendenz aufzeigen: Es lässt sich hier nämlich beobachten, wie sich der Begriff des strukturellen Rassismus totalisiert und so ein empirisches Phänomen nicht mehr anhand von trennscharfen Kriterien als rassistisch oder nicht-rassistisch ausweisen kann (vgl. Miles 1992: 72). Denn in einer vollständig von Rassismus durchzogenen Gesellschaft gibt es, wie Roig sagt, kein Entkommen – eine Feststellung, die einem intersektionalen Anspruch eigentlich zuwiderläuft, schließlich

sollte es eine offene Frage sein, aus welcher Richtung – um auf die Metapher der Kreuzung zurückzukommen – eine konkrete herrschaftsförmige Situation bedingt wird. Eine (Ko-)Determinations durch einen derart universalisierten Rassismus ist indes immer schon präjudiziert.

Wenn auch Unterschiede in der Konzeptualisierung des Begriffs des strukturellen – oft synonym verwendet zu *systematischem* oder *institutionellem* – Rassismus bestehen, so besteht doch Einigkeit über „[d]as zentrale theoretische Moment“ des Ansatzes: es „liegt in der Annahme, dass Mechanismen institutioneller Diskriminierung unabhängig von individuellen Vorurteilen oder negativen Absichten operieren und aufrechterhalten werden können“ (Gomolla 2017: 134). Mit dem gewaltsamen Tod von George Floyd und dem Erstarken der *Black-Lives-Matter*-Bewegung wird die Konzeption des strukturellen Rassismus auch in Deutschland breit diskutiert. Doch die Ablösung des Rassismus von jeglicher Intentionalität birgt theoretische Probleme, auf die insbesondere Robert Miles (1992) hingewiesen hat. So ließe sich nur in Ansehung der *Folgen* rassistischer Handlungen und ohne Rekurs auf eine bestimmte *Determination* – absichtliche Diskriminierung, unhinterfragte Denk- und Handlungsmuster oder Entscheidungen, in denen sich weder latent noch manifest Rassismus ausdrückt, die ihn aber als nicht-intendierte Folge zeitigen – keine

effektive politische Handlungsperspektive erschließen; weiterhin nennt Miles das Problem der *Ausschließlichkeit*: Wird die Ausgrenzung von Schwarzen Personen als strukturell rassistisch verstanden, bleibe weiterhin zu fragen, wer eigentlich ebenso ausgegrenzt wird. Sind Frauen, Homo- und Transsexuelle, Jüdinnen und Juden auch exkludiert? Falls ja, was macht den Prozess der Ausgrenzung dann rassistisch und nicht sexistisch, homo- und transfeindlich oder antisemitisch (vgl. ebd.: 81ff.)? Wenn ein Diskriminierungseffekt abgelöst von Intentionalität festgestellt und als exklusiv rassistisch ausgewiesen wird, bedarf es, so Miles, der „systematisch vergleichenden Analyse: es gilt nicht nur nachzuweisen, dass ‚Schwarze‘ insgesamt in einer bestimmten Weise behandelt werden oder eine bestimmte Benachteiligung erfahren, sondern es muss auch gezeigt werden, dass dies für keine andere Gruppe zutrifft“ (ebd.: 83). Nur so könne die analytische Brauchbarkeit des Rassismusbegriffs garantiert und eine falsche Kausalität ausgeschlossen werden: Es muss gezeigt werden, dass Drittvariablen ausgeschlossen werden können, dass es also keine alternative Erklärung für den Grund einer Ausgrenzung oder Unterdrückung gibt. Beispielsweise können die Arbeitsmarktchancen von Immigrant*innen überdeterminiert sein in der Hinsicht, dass in sie zwar Diskriminierung einfließt, jedoch bestimmte kulturelle Traditionen und Ressourcen – beispielsweise Ansichten

über Geschlechterrollen – eine ebenso entscheidende oder sogar entscheidendere Rolle spielen (vgl. Miles 1992: 77f.; Koopmans 2020: 202–209).

Mit Bezug auf den amerikanischen Kontext verweist Adolph Reed Jr. (2016) auf vergleichende Analysen zur Polizeigewalt. Dass Menschen mit dunkler Hautfarbe im Verhältnis zu ihrem Anteil an der Population doppelt so oft getötet werden, Menschen mit weißer Hautfarbe hingegen nur in einem Verhältnis von ungefähr 80% zu ihrem Populationsanteil, sei dem gängigen Argument zufolge auf strukturellen Rassismus zurückzuführen – er erkläre die Ungerechtigkeit in dieser Disparität. Folgt man Reed, so gelte es jedoch nicht bei der Feststellung dieser Relationen stehen zu bleiben. Eine andere Disparität spiele eine viel entscheidendere Rolle, nämlich das mittlere Einkommen (vgl. ebd.). Es ist dabei nicht ausgeschlossen, dass Polizeigewalt gegen Schwarze in einigen Fällen mit rassistischer Ideologie einhergeht, es ist sogar wahrscheinlich; wenn Ideologie und/oder Intention – ein klarer Maßstab der Ausschließlichkeit – jedoch als Explanans für das zu erklärende Phänomen der antischwarzen Polizeigewalt nicht in Betracht kommen, sondern die Ursache in überindividuellen Strukturen verortet wird, muss die kausale Wirkung der rassistischen Struktur in der Situation der Polizeigewalt plausibel gemacht werden können. Der Verweis auf die scheinbar

unmittelbare Evidenz oder die epistemische Inthronisation der Erfahrung der Betroffenen umgehen diese Problematik nur. Solche Erfahrungen sollten keinesfalls als irrelevant abqualifiziert werden, jedoch in ihrer Absolutheit eingeschränkt. Erfahrung ist nicht unmittelbar Wissen, sondern über einen Deutungsprozess vermittelt, der auch fehlgehen kann. Wer Polizeigewalt monokausal auf Rassismus zurückführt, blendet den gesellschaftlichen Zusammenhang, in der sie situiert ist, aus und verspielt die Möglichkeit, sie als überdeterminierten Effekt in Betracht zu ziehen. Reeds Kritik an derart transhistorischen und hypostasierten Kategorien bringt das klar auf den Punkt:

Racism and white supremacy don't really explain how anything happens. They're at best shorthand characterizations of more complex [...] actions taken by people in social contexts; at worst, and, alas, more often in our political moment, they're invoked as alternatives to explanation. In that sense they function [...] as a devil theory: racism and white supremacy are represented as capable of making things happen in the world independently, i.e. magically. (Reed 2016)

Die intersektionelle Gesellschaftstheorie begreift Diskriminierung nicht als Effekt einer Universalstruktur, sondern als Schnittpunkt verschiedener kausaler

Strukturen. Es stellt sich jedoch auch hier die Frage: welche Strukturen? Während im angloamerikanischen Kontext Begriffe wie ‚systems of oppression‘ oder ‚systems of power‘ verbreitet sind, hat sich in der deutschen Debatte der Begriff der ‚Strukturkategorie‘ durchgesetzt. Ursprünglich in der feministischen Diskussion der 1980er Jahre geprägt, wanderte der Begriff im Anschluss an Ursula Beers und Regina Becker-Schmidts Bestimmungsversuche von Geschlechter- und Kapitalverhältnis in das Grundvokabular feministischer Forschung ein (vgl. Aulenbacher 2008). Vor allem bei Becker-Schmidt (1991: 384f.), die mit Bezug auf die frühe Kritische Theorie den Totalitätsbegriff in das Zentrum ihrer Überlegungen stellt, besteht sowohl ein starker historischer Bezug als auch eine Emphase der Vermittlung von Differenzierungsprozessen – etwa Haus- und Erwerbsarbeit – und der Vereinheitlichung unter dem Tauschprinzip, unter dessen Ägide sich gesellschaftliche Totalität erst

konstituieren. Auch Beer, eher einem struktural-marxistischen Ansatz verpflichtet, verortet die Strukturkategorie Geschlecht in einem ‚inneren Band‘, das kapitalistische Gesellschaft und Geschlechterhierarchie aufeinander beziehe (vgl. Aulenbacher 2008: 154, 145). Demgegenüber erfährt der Terminus Strukturkategorie mit seinem Eingang in die Intersektionalitätsdebatte eine Modifizierung. Winker und Degele (2009: 19) definieren Strukturkategorie als „Ursache sozialer Ungleichheit, die sich nicht auf andere Ursachen reduzieren lässt“ und als „Struktur, die mehr oder weniger alle gesellschaftlichen Bereiche [...] prägt.“ Dimitri Mader (2013: 234) spricht hingegen von einer strukturellen Ähnlichkeit der Handlungsalternativen, die den unter einer Strukturkategorie Zusammengefassten offenstehen, „unabhängig von ihren persönlichen Deutungsmustern“. Auch hier werden also Handlungsfolgen von Intentionen abgekoppelt; statt einer universellen Struktur werden hier jedoch separate,

27

”

Strukturen, die sich in herrschaftsförmigen Situationen realisieren, müssen als isolierbare Strukturkategorien konzipiert werden, damit sie im nächsten Schritt miteinander ‚überkreuzt‘ werden können. Was durch diese Betrachtungsweise verlorengeht ist ein Verständnis des Sozialen als umfassender Strukturzusammenhang, mit Hegel gesprochen: als Totalität.

voneinander unabhängige Strukturkategorien angenommen. Diese theoretische Entscheidung erscheint im Rahmen der Kreuzungs-Metaphorik nur folgerichtig, denn die Strukturen, die sich in herrschaftsförmigen Situationen realisieren, müssen als isolierbare Strukturkategorien konzipiert werden, damit sie im nächsten Schritt miteinander ‚überkreuzt‘ werden können. Was durch diese Betrachtungsweise verlorengelassen ist ein Verständnis des Sozialen als umfassender Strukturzusammenhang, mit Hegel gesprochen: als Totalität.

28

Das Beste, das keineswegs das Beste zu sein braucht, wird vergessen, die Totalität, in Hegelscher Sprache der alles durchdringende Äther der Gesellschaft. Der jedoch ist alles andere als ätherisch; vielmehr das ens realissimum. Soweit er abstrakt dünkt, ist seine Abstraktheit nicht Schuld spintisierenden, eigensinnigen und tatsachenfremden Denkens, sondern des Tauschverhältnisses, der objektiven Abstraktion, welcher der gesellschaftliche Lebensprozess gehorcht [...] In der Soziologie freilich [...] werden [die tragenden gesellschaftlichen Verhältnisse] neutralisiert zu Begriffen wie Macht oder sozialer Kontrolle. In solchen Kategorien verschwindet der Stachel und damit, möchte man sagen, das eigentlich Soziale an der Gesellschaft, ihre Struktur. (Adorno 2018b: 364f.)

Die gewaltförmige Kategorisierung und Normierung, die Individuen erfahren, ihre Inklusion und Exklusion, erscheinen demzufolge zwar als getrennte Kategorien auf der Ebene der Merkmale, sind jedoch auf Strukturebene wesentlich ineinander verstrickt (vgl. Stögner 2021: 432–438; Schneider 2013). In den sozialen Tatsachen spiegelt sich die gesellschaftliche Totalität wider, sie sind „Masken“ (Adorno 2018a: 10) einer Ordnung, die sich unter der Herrschaft des Tauschprinzips herstellt, welches die separaten gesellschaftlichen Sphären vermittelt; umgekehrt existiert Totalität nicht isoliert von den empirischen Tatsachen, in denen sie sich manifestiert und von denen aus sie sich bestimmen lässt. Gesellschaft ist wesentlich Prozess, durch den hindurch sich jene Antagonismen reproduzieren und innerhalb dessen sie nicht unverbunden und statisch nebeneinanderstehen, wie es im Begriff der Strukturkategorie angedeutet ist. Hier wird der Eindruck erweckt, die einzelnen Strukturkategorien seien auf ihrem je eigenen genuinen gesellschaftlichen Terrain angesiedelt. Die Einheit des gesellschaftlichen Zusammenhangs zerfällt in Fragmente: Klasse würde demnach zu einer rein ökonomischen, Geschlecht zu einer sozialen und ‚Rasse‘ zu einer kulturellen Kategorie (vgl. Bannerji 2005: 148). Wo Intersektionalität im Sinne Crenshaws einen expliziten Widerspruch gegen ein additives Verständnis des Zusammenspiels einzelner Diskriminierungen darstellte,

erscheint eine intersektional gedachte Gesellschaftsstruktur als die Summe symmetrischer herrschaftsförmiger Subsysteme.

Durch die gesellschaftstheoretische Verdopplung der Kategorien rassistischer, sexistischer, klassistischer usw. Diskriminierung werden diese verdinglicht, in ein kommensurables Schema gezwängt und somit homogenisiert oder im Sinne von Crenshaws Metapher: eingeebnet und asphaltiert. Denn *Rassismus, Geschlechter- und Klassenverhältnisse sind keine kommensurablen Begriffe*. Marxens Kommentar zum Verhältnis der „ökonomischen Dreieinigkeit“ von Kapital, Boden und Arbeit trifft auch auf die contemporary holy trinity von ‚Rasse‘, Klasse und Geschlecht zu: „Sie verhalten sich gegenseitig etwa wie Notariatsgebühren, rote Rüben und Musik.“ (MEW 25: 822) Ihre begriffliche Fassung als Strukturkategorien nivelliert ihren *differenten sozialontologischen Status*. Marx fasste Klasse als einen systematischen Begriff, der durch die Beziehung zu den Produktionsmitteln bestimmt ist (Eigentum/Nicht-Eigentum), das Verhältnis der Klassen untereinander als eines der Ausbeutung: eine Klasse schöpft den Mehrwert, der aus der Arbeit der anderen Klasse entsteht, unentgeltlich ab, um Profit zu erzielen. Dieser Sachverhalt ist ein struktureller und hat nichts oder nur sehr vermittelt mit Identitäten zu tun (vgl. Michaels 1997: 142). Ebenso wenig plausibel ist es, ‚Rasse‘ auf derselben Ebene

anzusiedeln wie Klasse. Während man bei Klassen durchaus von einer gesellschaftlich fundierten sozialen Konstruktion sprechen kann, liegt der Fall bei ‚Rassen‘ anders gelagert. Zuerst wäre zu klären, was hier unter einer sozialen Konstruktion zu verstehen ist. Dass Rassen im biologischen Sinne nicht existieren, ist inzwischen wissenschaftlicher Konsens. Folgt man dem ‚strukturellen‘ Argument, so kommt Rassismus als Bewusstseinsphänomen jedoch ebenfalls nicht in Betracht, sondern spielt sich abseits von Intentionen in institutionellen Routinen und Abläufen ab. Wenn demzufolge die Existenz von ‚Rassen‘ nicht biologisch und nicht ideologisch ist, sondern ‚Rasse‘ dieselbe Art von Realität zukommt wie Klasse, wäre sie eine strukturell hervorgebrachte soziale Positionierung. Wenn ‚Rasse‘ aber mit einer bestimmten sozialen Position in eins fällt, dann ist der Wechsel dieser Position gleichbedeutend mit dem Wechsel der Rassenzugehörigkeit, genauso wie der Wechsel im Verhältnis zu den Produktionsmitteln eine andere Klassenzugehörigkeit bedingt: Hautfarbe würde aufgelöst in Machtbeziehungen und ein dunkelhäutiger Präsident qua seiner sozialen Position weiß. In der einschlägigen Literatur, die auf ein solch konstruktivistisches Hautfarbenkonzept zurückgreift, findet sich allerdings auch immer wieder ein Bezug auf sinnlich wahrgenommene Hautfarbe beziehungsweise ein Oszillieren zwischen Konstruktivismus und Realismus, welches deutlich macht,

dass man ohne den realistischen Rekurs auf Hautfarbe nicht auszukommen scheint. So resümiert Balázs Berkovits (2018: 94): „So far, the relationship between whiteness as metaphor of dominant status (middle-class, mainstream, high volume of educational capital, etc.) and whiteness as skin color has not been meaningfully clarified.“ Dagegen erscheint es mir sinnvoll, Rassismus als ein ideologisches Phänomen zu behandeln, das heißt: als Form notwendig falschen Bewusstseins. Ich komme darauf zurück. Schließlich ist Geschlecht auf einer dritten ontologischen Ebene zu verorten. Die Komplexität des modernen Geschlechterverhältnisses und die zahlreichen Diskussionen um Konstruktion versus Materialität von Geschlecht machen eine eindeutige begriffliche Fixierung schwierig. Allerdings ist gegen eine radikalkonstruktivistische *creatio ex nihilo* von Geschlecht einzuwenden, dass Körperlichkeit eine zentrale Rolle dafür spielt, inwieweit Menschen systematisch als Frauen oder Männer eingeordnet werden. Von Geburt an verweist das Vorhandensein einer Vulva darauf, dass ein Mensch mit hoher Wahrscheinlichkeit einmal Kinder gebären können wird; damit ist – nicht notwendigerweise, aber dennoch faktisch gegeben – die Zuweisung der Reproduktionstätigkeit verknüpft, inklusive aller damit zusammenhängenden Mystifikationen und sozialisatorischen Folgen (vgl. Sanolas 2018: 196–198). Kurzum: Wo rassistische Zuschreibungen mit Verweis auf eine Natur argumentieren, die durch

die Wissenschaft als Pseudo-Natur demaskiert wurde, lässt sich die Natur aus der Geschlechterzuschreibung nicht vollständig eskamotieren – auch hier liegt also ein ontologischer Unterschied vor, den die Analyse von Herrschaftsverhältnissen und eine auf ihre Abschaffung zielende Praxis berücksichtigen sollten.

Während diese ontologischen Differenzen das Problem der Inkommensurabilität aufwerfen, lässt die *historische Interdependenz* von Klasse, Geschlecht und ‚Rasse‘ deren Fassung als unabhängig voneinander wirksame strukturelle Ursachen von Ungleichheit als artifiziell erscheinen. Silvia Federici (2020) zeigt in ihrer historischen Studie zur ursprünglichen Akkumulation – derjenigen Periode, in der die Trennung der Arbeit von ihren Subsistenzbedingungen vollzogen und damit doppelt freie Lohnarbeiter*innen als erste historische Bedingung für die Durchsetzung des Kapitalverhältnisses geschaffen wurden – inwiefern diese Durchsetzung sowohl auf eine Transformation der Geschlechterverhältnisse als auch koloniale Expansion angewiesen war. Die bestehenden Geschlechterverhältnisse und Darstellungen des Anderen wurden vom Kapitalismus in *statu nascendi* in Funktion genommen und transformiert. Jene Interdependenz lässt sich etwa an den Fabrikgesetzgebungen der 1860er Jahre veranschaulichen, die die Arbeit von Frauen und Kindern in den englischen

Fabriken einschränkte (vgl. MEW 23: 504–526). Marx beschrieb dies als den Übergang von der absoluten zur relativen Mehrwertproduktion. Konnte anfangs der dem Kapital eigene „Werwolfs-Heißhunger nach Mehrarbeit“ (ebd.: 280) nur durch eine absolute Steigerung des Arbeitstages und durch Lohnsenkungen gestillt werden, wurden unter dem Regime der relativen Mehrwertproduktion Arbeitszeitverkürzungen und höhere Löhne möglich, indem Intensität und Tempo der Arbeit gesteigert wurden. Dadurch konnten Arbeiter ihre Familien eigenhändig ernähren, ihre Frauen und Kinder wurden nicht mehr für die Fabrikarbeit rekrutiert. Allerdings bildete sich in der Folge der Verabschiedung dieser Gesetze auch das neuzeitliche Familienmodell heraus, das auf der unbezahlten Hausarbeit der Frauen beruht und ein weiterer Schritt in die Richtung eines „*Patriarchat[s] des Lohnes*“ darstellt (Federici 2020: 125, Herv. i. O.): Vermittelt über den Lohn besitzen Männer Verfügungsgewalt über ihre Frauen, die vollends in den Dienst der Reproduktion der Arbeitskraft und der Gattung gestellt werden. Gleichzeitig wurde diese Entwicklung durch einen allgemeinen Wohlstand bedingt, der auf der Sklav*innenarbeit in den Kolonien beruhte. So wurde Federici zufolge im 17. Jahrhundert ein „globales Fließband“ (ebd.: 133) geschaffen, auf dem Zucker, Tee, Tabak, Rum und Baumwolle – für die Reproduktion der metropolitanen Arbeitskraft zentrale Lebensmittel – aus den

Kolonien nach Europa transportiert wurden, dort den Preis der Ware Arbeitskraft senkten und so die Möglichkeitsbedingung für den Übergang von der absoluten zur relativen Mehrwertproduktion schufen. Es wäre verkürzt, die Fabrikgesetzgebung als entweder kapitalistisches Instrument, Ursache patriarchaler Verhältnisse oder Folge von rassistischer Unterdrückung zu dechiffrieren. Vielmehr deutet sich hier bereits die Vermitteltheit der Prozesse an, die zwischen dem Verwertungsdrang des Kapitals, der Unterdrückung der Frauen und der Etablierung eines Sklav*innen-systems in den Kolonien besteht.

„While anti-Semitism is something that impacts Jewish Americans, it’s different than anti-black racism or Islamophobia because it’s not systemic.“ – so Linda Sarsour (2017 zit. n. Elbe 2021: 241), ihres Zeichens antirassistische muslimische Aktivistin und eine der Kampagnen-Vorsitzenden des *Women’s March on Washington*, einer breit aufgestellten Kampagne gegen Rassismus mit intersektional-feministischem Selbstverständnis. Sarsour verteidigte in der Vergangenheit die islamische Scharia, sie ist Unterstützerin der vom deutschen Bundestag inzwischen als antisemitisch eingestuften Organisation *Boycott Divestment Sanctions* (BDS) und der Überzeugung, dass Feminismus und Zionismus sich widersprächen (vgl. Stögner 2019: 287f.). Auch Angela Davis, prominente Vertreterin des Black Feminism und

Ikone der Bürger*innenrechtsbewegung vertritt heute öffentlich BDS-Positionen, delegitimiert den jüdischen Staat und beschwört eine „intersectionality of movements and struggles“ (Davis 2016 zit. n. Stögner 2021: 453). Die Liste ließe sich fortsetzen. Intersektionalität mutiert hier von einem theoretischen Instrument der Analyse von Unterdrückungsformen zu einem Mittel der politischen Mobilisierung willkürlich miteinander verbundener Kämpfe partikularer subalternen Gruppen – zu denen Jüdinnen und Juden freilich nicht gezählt werden, da sie implizit oder explizit unter das tyrannische (weiße, männliche, rassistische und damit seinerseits als partikular zu entlarvende) Universelle subsumiert werden (vgl. ebd.: 454f.). Der in antirassistischen Kontexten verbreitete Antiuniversalismus und das den intersektionellen Kämpfen zugrundeliegende „Freund-Feind-Schema, in dem das Gemeinsame und Verbindende nicht ein geteiltes [...] Problem und Interesse ist, sondern ein gemeinsames Feindbild, das in Israel und im Zionismus gesehen wird“ (ebd.: 458) lassen sich freilich nicht aus dem Konzept Intersektionalität ableiten. Umgekehrt ist es kein Zufall, dass es zum integralen Bestandteil eines hegemonialen antirassistischen Diskurses avancierte, in dem „Eskamotierung des Antisemitismus, Relativierung des Holocaust, Islam-Apologetik und Feindschaft gegen Israel einen systematischen Zusammenhang“ bilden (Elbe 2021: 241). Es erscheint hier

sinnvoll, Intersektionalität als *traveling theory* zu begreifen (vgl. Salem 2018), das heißt bei der Prüfung auf Plausibilität und Anwendbarkeit ihre spezifische Entstehungsgeschichte und Entwicklungsbahn miteinzubeziehen. Die Trias von ‚Rasse‘, Klasse und Geschlecht ist im Kontext des Civil Rights Movement und des Black Feminism und vor dem Hintergrund der US-amerikanischen Geschichte rassistischer Unterdrückung vielleicht sinnvoll – sie vermag indes nicht, die Spezifik der antisemitischen Ideologie zu erfassen, die „nicht entlang der eindeutigen, selbst schon ideologischen binären Kategorisierungen von innen/außen, oben/unten, unterlegen/überlegen, Natur/Kultur gebildet wird, sondern ihren Wesenskern aus der Ambivalenz und Nicht-Identität dieser Kategorisierungen zieht“ (Stögner 2017: 27f.). Während der Rassismus seine Objekte als minderwertig, kulturlos, naturverbunden und damit als *zu beherrschende Natur* bestimmt, werden Jüdinnen und Juden in den Augen der Antisemit*innen zugleich als schwach und übermächtig, natürlich und künstlich, lüstern und asexuell konstruiert, sie stecken sowohl hinter Kapitalismus als auch Kommunismus; in der nationalistischen Semantik erscheinen Jüdinnen und Juden abseits der Unterscheidung eigene/andere Nation als Gegenbegriff dieser Einheit in der ‚Figur des Dritten‘; als „das Wurzellose, Vermittelnde, Mediale, Unorganische, Abstrakte, kurz: die Nicht-Nation oder Nicht-Identität“ (Holz 2001: 108).

Mit Joachim Bruhn (2019: 94) lässt sich das triebökonomische Surplus, das die Rassenideologie gewährt, auf „Angst vor Entwertung“ zurückführen: Wer unter dem Damoklesschwert der sozialen Degradation steht – und das sind unter kapitalistischen Verhältnissen tendenziell alle Menschen – wird eher eine Erklärung annehmen, die die Folgen der Niederlage in der Konkurrenz, welche „der Andere als Unmensch symbolisiert“, an dessen Essenz festmacht, anstatt sich die eigene Ohnmacht im Angesicht der übermächtigen Verhältnisse einzugestehen. Im Rassismus wird demnach der drohende Ausschluss aus der bürgerlichen Gesellschaft und der damit einhergehende Verlust des Subjektstatus, die Reduzierung des Selbst auf bloße Natur, im Anderen projektiv abgewehrt. Der Antisemitismus hingegen projiziert die *Ursache* eines (drohenden) sozialen Abstiegs auf Jüdinnen und Juden, die „man nur totschiessen muss, damit die Gefahr beseitigt ist“ (Elbe 2021: 243). Die unverstandenen, einer anonymen Herrschaftslogik folgenden Mechanismen kapitalistischer Konkurrenz können in ihnen als ‚Übermenschen‘ personifiziert und somit greif- und aushaltbar gemacht werden. Antisemitismus ist Allerklärung für jegliches erlittene Unglück und stiftet die libidinösen Bande innerhalb der Gemeinschaft der Unglücklichen, die sich selbst als von dunklen Mächten Beherrschte imaginieren (vgl. Lenhard 2021: 57).

Der essentielle Unterschied zwischen Rassismus und Antisemitismus hinsichtlich ihrer Geschichte, Semantik, sozialen Genese und triebökonomischen Struktur wird aber eingeebnet, wenn Letzterer nur entlang der color line im Rahmen der Kategorie ‚Rasse‘ begriffen wird, wie es in der *Critical-Whiteness*-Theorie gebräuchlich ist, an die in der Intersektionalitätsdebatte häufig angeknüpft wird. Die zugrundeliegende Dichotomie weiß/Schwarz löst eine Gesellschaftsformation in zwei, als homogen vorgestellte Gruppen auf, „wobei die ‚Schwarzen‘ eine untergeordnete Totalität und total untergeordnet sind, die Weißen dagegen [...] eine dominierende Totalität und total dominant“ (Miles 1992: 74). Im Lichte dieser Leitdifferenz erscheinen dann mizrachische und sephardische Jüdinnen und Juden als rassifizierte People of Color – wodurch die Spezifik der antisemitischen Ideologie verdeckt wird –, aschkenasische Jüdinnen und Juden hingegen als weiß ergo privilegiert (vgl. Berkovits 2018: 92). Nicht nur wird so die weltweite Virulenz und Gefährlichkeit des Antisemitismus zum Verschwinden gebracht und die in der europäischen Geschichte am stärksten bedrohte Minderheit in die dominante Mehrheit aufgelöst; vielmehr erinnert die Identifizierung von Jüdinnen und Juden mit dem Whiteness-Frame an das antisemitische Stereotyp einer mächtigen, im Verborgenen agierenden Elite, die hinter den Kulissen das Weltgeschehen manipuliert. Das Konzept der Whiteness, ursprünglich

darauf ausgelegt, als eine Art *Kontrastmittel* diejenigen Privilegien sichtbar zu machen, die sonst als unmarkierte gesellschaftliche Normen wirksam sind, wird auf Jüdinnen und Juden angewandt, zum *Brandbeschleuniger* für Antisemitismus (vgl. Schraub 2019: 392f.). Ist mit Theodor W. Adorno (2018c: 125) der Antisemitismus „das Gerücht über die Juden“, dann wird zudem klar, dass es sich hier beim Jüdischsein nicht zuvorderst um eine positive (religiöse, nationale, ethnische) Identität handelt, sondern wesentlich um negative Identifizierung, *Zuschreibung*. Antisemitismus ist nicht (nur) Rancune gegen Menschen mit jüdischer Identität, sondern gegen solche, denen diese Identität von Antisemit*innen untergeschoben wird. „Was für [sie] den Juden ausmacht“, schreibt Jean-Paul Sartre, „ist das Vorhandensein des ‚Judentums‘ in ihm, eines jüdischen Prinzips, vergleichbar dem Phlogiston“ (Sartre 2017: 26, Herv. i. O.; vgl. Améry 2018: 149f., 163).

Nicht ohne Grund blieb dem Antisemitismus bisher die Apotheose in die Trinität der Strukturkategorien versagt, denn „not systemic“ ist der Antisemitismus konsequenterweise, wenn er innerhalb des exklusiven kategorialen Rahmens von ‚Rasse‘, Klasse und Geschlecht analysiert wird. Die Identifizierung von „sozialstrukturelle[n] Kategorien mit Hautfarbenkategorien (weiß = dominant, Schwarz = subaltern)“ (Elbe 2021: 245), die sich aus der besonderen Erfahrung der Schwarzen im US-amerika-

nischen Kontext speist, wird weder einem innerweißen Rassismus gegen beispielsweise Ir*innen gerecht (vgl. Miles 1992: 79), insbesondere jedoch ist dieser Rahmen zur Analyse des Antisemitismus ungeeignet – vielmehr bietet er aufgrund seiner Starrheit und seines Manichäismus eine offene Flanke für Antisemitismus innerhalb des (akademischen und politischen) intersektionalen Antirassismus (vgl. Lenhard 2011, 2021: 70ff.; Kiourtidis 2018; Stögner 2019, 2021; Elbe 2021). Oben habe ich einen intersektionell-gesellschaftstheoretischen Ansatz kritisiert, der inkommensurable Kategorien auf einer analytischen Ebene situiert und als Strukturen verdinglicht; statt eine weitere Strukturkategorie namens Antisemitismus einfach hinzuzufügen – die auch nicht einfach auf Merkmalsträger*innen rückbezogen werden kann, da sich diese erst im antisemitischen Bewusstsein konstituieren –, erscheint mir ein umfangreicherer Perspektivwechsel sinnvoll. Karin Stögner schlägt im Anschluss an die Kritische Theorie eine *ideologiekritische Fokussierung von Intersektionalität* vor. Einbezogen werden kann so auch die antisemitische Ideologie, die sich zwar einer kategorialen Fassung entzieht (sie lässt sich nicht unter ‚Rasse‘, Klasse oder Geschlecht subsumieren), jedoch diese Kategorien in sich vereint: Antisemitismus ist „durchgängig von sexistischen, rassistischen und nationalistischen Momenten durchdrungen“ und somit „die intersektionale Ideologie par excellence“ (Stögner 2017: 26). Diese

Perspektive vermeidet eine ahistorische Betrachtungsweise und erlaubt es, die verschiedenen konstitutiven Momente zu erfassen, die sich im Antisemitismus verzahnen, gegenseitig durchdringen und jeweils als Stellvertreter in den Vordergrund treten können. Ideologie wird dabei nicht als reines Bewusstseinsphänomen verstanden, sondern als gesellschaftlich vermittelt bestimmt, wodurch sowohl eine diskriminierungstheoretische Verengung als auch eine strukturelle Verdinglichung umgangen werden. Ideologie ist demzufolge *notwendig* falsches Bewusstsein, weil es an bestimmte historisch-spezifische Produktionsverhältnisse rückgebunden ist. Die aus der Totalität der Warenproduktion entspringenden „objektive[n] Gedankenformen“ (MEW 23: 90) funktionieren als Naturalisierung und damit Rechtfertigung der gesellschaftlichen Formen und absorbieren auf subjektiver Seite ein gesellschaftskritisches Potential, indem sie als Rationalisierungen für Ängste und Kränkungen wirken, deren strukturelle Ursachen von den Einzelnen nicht durchschaut werden. ‚Strukturell‘ nimmt hier eine andere Bedeutung an: Zum Beispiel erscheint Rassismus nicht mehr selbst als Struktur, die systematisch Unterdrückung hervorbringt, sondern als „strukturell angelegter, notwendiger Effekt kapitalistischer Eigenlogiken“ (Marz 2021: 418).

Peter Schmitt-Egner hat für den biologischen Rassismus eine an Marx orientierte ideologiekritische Genealogie vorgelegt,

die dies exemplarisch verdeutlicht. Er verortet die Entstehung der biologischen Rassenideologie im Kolonialismus des 19. Jahrhunderts. Infolge der Ablösung des Handelskapitals durch das industrielle Kapital, das mit der Statik des Sklav*inensystems nicht mehr vereinbar ist, setzt sich die Wertabstraktion als produktionsbestimmender Maßstab in den Kolonien durch. Jedoch ist mit der Integration der Kolonien in den Weltmarkt bereits eine globale Arbeitsteilung vorgegeben, die durch die Herrschaft des europäischen Zentrums bestimmt wird. Der hochtechnisierten europäischen Metropole steht eine Peripherie gegenüber, deren Aufgabe maßgeblich darin besteht, mithilfe extraktiver Produktion (Bergbau etc.) auf jenem ‚globalen Fließband‘ die nötigen Rohstoffe und Lebensmittel zu liefern, die den Bedarf der europäischen Industrie decken. Für die extraktive Industrie ist kein hoher technischer Aufwand vonnöten, die menschliche Arbeitskraft und ihre Kooperation spielen hier die maßgebliche Rolle. Eine Steigerung des Mehrwerts ist folglich durch Intensivierung der Arbeit nicht möglich, sondern allein durch erstens die absolute Verlängerung des Arbeitstags und zweitens die Senkung des Preises der Arbeitskraft unter ihren Wert.

Diese beiden Komponenten bewirken, dass der Kolonisierte zum ‘Untermenschen’ degradiert werden muss; er ist im wörtlichen Sinne ‘minderwertig’, weil

es seine Bestimmung ist, unter dem Wert seiner Arbeitskraft zu arbeiten; *er ist 'Untermensch', weil die 'natürliche Grenze' des Arbeitstages über ihr historisches Niveau erweitert werden muss. Hier erreichen wir die Nahtstelle der Existenzbedingung des Rassismus: wenn nämlich der koloniale Arbeiter seine Arbeitskraft an der Oberfläche nicht mehr zu seinem Wert verkaufen kann, so stellt sein Tauschwert kein Äquivalent mehr dar, er kann also auch auf der Zirkulationsebene als Gleicher nicht mehr anerkannt werden.* (Schmitt-Egner 1976: 377, Herv. i. O.)

36

Im Gegensatz zum historisch-moralischen Stand des Preises der *weißen* Arbeitskraft, der durch die Fabrikgesetzgebung ermöglicht wurde, werde die Wertbestimmung der Arbeitskraft in den Kolonien in Natur aufgelöst: Sie sinkt unter „den Wert der physisch unentbehrlichen Lebensmittel“, sodass diese sich „nur in verkümmert Form erhalten und entwickeln“ kann (MEW 23: 187); „die ‚Wertbestimmung‘ als Mensch wird hier in Natur aufgelöst. Er wird auf Tiernatur reduziert. Der Kolonisierte erscheint deswegen als ‚tierisch‘, weil hier seine gesellschaftliche Bestimmung mit der ersten Naturbestimmung zusammenfällt“ (Schmitt-Egner 1976: 377). Wenn Marx zufolge sich die bürgerlichen Individuen in der Zirkulation als freie und gleiche und damit als Menschen gegenüber treten, ist es dieselbe Ebene, auf

der die Rassifizierten als ‚Untermenschen‘ erscheinen: die permanente Abwertung ihrer Arbeitskraft spiegelte sich ideologisch als Minderwertigkeit derselben wieder (vgl. Egger 2019: 25). Die Hartnäckigkeit des Rassismus erklärt sich nicht allein aus dem Fetischismus, der im Alltagsbewusstsein sozial Erworbenes mit natürlich Gegebenem in eins fallen lässt, sondern ist ebenso seiner psychischen Funktionalität – Stichwort: „Angst vor Entwertung“ – geschuldet. Ergänzt um diese sozialpsychologische Dimension bietet Schmitt-Egners werttheoretische Ableitung des kolonialen Rassismus einen Rahmen, der sich auch auf die heutige Situation übertragen lässt. So beruht sowohl die Stellung weiter Teile Subsahara-Afrikas innerhalb der internationalen Arbeitsteilung nach wie vor auf extraktiver Industrie und landwirtschaftlicher Produktion als auch die Lebensgrundlage migrantischer Arbeiter*innen in den kapitalistischen Zentren hauptsächlich auf schlechtbezahlten Dienstleistungstätigkeiten – empirische Tatsachen, an denen sich das rassistische Bewusstsein stets aufs Neue entzündet und die auf einem gesellschaftlichen Nährboden gedeihen, dessen unangetastete Kontinuität ebenso kontinuierlich den realen Schein und kompensatorischen Lustgewinn des Rassismus hervorbringt.

Von jenem realen Schein der rassistischen Ideologie, der von den Sozialverhältnissen *strukturell nahegelegt* wird, ist sinnvollerwei-

se der Begriff des institutionellen Rassismus zu unterscheiden (vgl. Marz 2021: 417f.): Ideologien, verstanden als prozesshafte soziale Phänomene, können sich in Institutionen verfestigen und den Einzelnen gegenüber als verdinglichte Struktur auftreten. Gleichwohl kann im Umkehrschluss – wie oben ausgeführt – nicht automatisch von jedem Diskriminierungseffekt auf eine diskriminierende Struktur geschlossen werden. Insbesondere Robert Miles hat den Versuch unternommen, den Begriff des institutionellen Rassismus eingedenk dieser Problematik fruchtbar zu machen. Miles insistiert hier auf der Klärung der Determinationsverhältnisse: Als rassistisch seien institutionelle Ausgrenzungspraktiken demnach zu qualifizieren, wenn sie auf einen rassistischen *Diskurs* zurückverfolgt werden können, oder wenn ein Diskurs abgewandelt wird, sodass er nicht mehr als explizit rassistisch erscheint, sich die ursprüngliche Bedeutung jedoch erhält. Eine solche Bestimmung würde sich nicht länger nur an empirischen *Effekten* orientieren, sondern vielmehr bestimmte institutionelle Praktiken auf ihre diskursive *Entstehungsgeschichte* hin prüfen (vgl. Miles 1992: 113).

Fazit

Es wurde mit Bezug auf den Begriff des strukturellen Rassismus auf die theoretischen Schwierigkeiten hingewiesen, die durch die begriffliche Fassung des Rassismus als Struktur entstehen. Abgelöst von

individuellem Bewusstsein wird er reifiziert und als kausale Kraft gesetzt, ohne dass die zugrundeliegenden Mechanismen durchsichtig würden, die rassistische Effekte hervorbringen. Die gesellschaftstheoretische Erweiterung des Intersektionalitätsansatzes tendiert hingegen dazu, herrschaftsförmige Strukturen in systemtheoretischer Manier zu konzipieren: Die separaten Unterdrückungssysteme sind gegeneinander abgedichtete, autonome Einheiten und füreinander nur Umwelt; erst in einem zweiten Schritt werden sie ‚überkreuzt‘. In einem historischen Argument wurde auf die gegenseitige Durchdringung von Klasse, ‚Rasse‘ und Geschlecht verwiesen sowie in einem ontologischen Argument die ihnen zugrundeliegenden Ebenen von Struktur, Ideologie und Natur unterschieden, deren Unterschiede in der Analyse berücksichtigt werden sollten. Entgegen dem starren intersektionellen Analyserahmen habe ich mit Rekurs auf die Kritische Theorie einen Begriff von Gesellschaft als Totalität vorgeschlagen, die mehr ist als die Summe ihrer Teile. In diesem umfassenden Verstrickungszusammenhang werden Ideologien als flexible soziale Prozesse verstanden, die in der Objektivität der Verhältnisse wurzeln und von den Subjekten aufgrund ihrer Bedürfnisstruktur als Bewusstseinsformen übernommen werden. Diese Bewusstseinsformen können den Einzelnen gegenüber eine relative Eigenständigkeit erlangen und sich in sozialen Praxen, Diskursen und Institutionen verfestigen. Mit Karin Stögner

wurde argumentiert, dass diese Analyseebene der Ideologie für intersektionelle Gesellschaftstheorie sinnvoll erscheint, da hier weder eine psychologistische Verengung auf Vorurteile noch eine Hypostasierung zu Strukturen vorliegt. Beide Ebenen werden in ihrer Vermitteltheit begriffen. Zudem stehen so innerhalb des intersektionellen Paradigmas die theoretischen Mittel für die Kritik des Antisemitismus zur Verfügung, durch dessen Ausschluss oder Verklärung Intersektionalität bisweilen selbst ideologisch wird. Theorie, die sich die Dechiffrierung von Unterdrückung zum Ziel setzt, sollte sich auch daran messen lassen, inwieweit sie einer derartigen ideologischen Chimäre gerecht werden kann.

38

LITERATUR

- Adorno, Theodor W. (2018a): Gesellschaft. In: Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften, Bd. 8. 4. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 9–19.
- Adorno, Theodor W. (2018b): Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft. In: Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften, Bd. 8. 4. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 354–370.
- Adorno, Theodor W. (2018c): Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. In: Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften, Bd. 4. 11. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Améry, Jean (2018): Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. 10. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Aulenbacher, Brigitte (2008): Geschlecht als Strukturkategorie: Über den inneren Zusammenhang von moderner Gesellschaft und Geschlechterverhältnis. In: Wilz, Sylvia Marlene (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden: Springer: 139–166.
- Bannerji, Himani (2005): Building from Marx: Reflections on Class and Race. In: Social Justice, Jg. 32/4: 144–160.
- Becker-Schmidt, Regina (1991): Individuum, Klasse und Geschlecht aus der Perspektive der Kritischen Theorie. In: Zapf, Wolfgang (Hrsg.): Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990. Frankfurt/M.: Campus: 383–394.
- Becker-Schmidt, Regina (2008): Wechselbezüge zwischen Herrschaftsstrukturen und feindseligen Subjektpotentialen. Überlegungen zu einer interdisziplinären Ungleichheitsforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Klinger, Cornelia (Hrsg.): Über-Kreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot: 112–137.
- Berkovits, Balázs (2018): Critical Whiteness Studies and the “Jewish Problem”. In: Zeitschrift für kritische Sozialtheorie und Philosophie, Jg. 5/1: 86–102.
- Bruhn, Joachim (2019): Unmensch und Übermensch. Über das Verhältnis von Rassismus und Antisemitismus. In: Bruhn, Joachim: Was deutsch ist. Zur kritischen Theorie der Nation. 2. Aufl. Freiburg: ca ira: 89–124.
- Collins, Patricia Hill (2019): Intersectionality as Critical Social Theory. Durham u.a.: Duke University Press.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. In: University of Chicago Legal Forum, Jg. 1989/1: 139–167.
- Davis, Kathy (2008): Intersectionality as buzzword. A sociology of science perspective on what makes a feminist theory successful. In: Feminist Theory, Jg. 9/1: 76–85.
- Egger, Lukas (2019): Ideologietheorie und Ideologiekritik als Grundlagen einer kritischen Rassismustheorie. In: OZP – Austrian Journal of Political Science, Jg. 48/3: 17–28.
- Elbe, Ingo (2021): „... it's not systemic“. Antisemitismus im postmodernen Antirassismus. In: Elbe, Ingo: Gestalten der Gegenauflklärung. Untersuchungen zu Konservatismus, politischem Existentialismus und Postmoderne. 2., überarb. Aufl. Würzburg: Königshausen & Neumann: 241–275.
- Federici, Silvia (2020): Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation. 8. Aufl. Wien u.a.: mandelbaum.

- Gomolla, Mechthild (2017): Direkte und indirekte, institutionelle und strukturelle Diskriminierung. In: Scherr, Albert/El-Mafaalani, Aladin/Yüksel, Gökçen (Hrsg.): Handbuch Diskriminierung. Wiesbaden: Springer VS: 133–156.
- Holz, Klaus (2001): Nationaler Antisemitismus. Wissenssoziologie einer Weltanschauung, Hamburg: Hamburger Edition.
- Kiourtidis, Polina (2018): Rassismus bekämpfen, Antisemitismus leben: Wenn antirassistisches Engagement zum Antisemitismus führt. Zur Differenz von Antisemitismus und Rassismus. In: Vukadinović, Vojin Saša (Hrsg.): Freiheit ist keine Metapher. Antisemitismus, Migration, Rassismus, Religionskritik. Berlin: Querverlag: 92–100.
- Klinger, Cornelia (2008): Überkreuzende Identitäten – Ineinandergreifende Strukturen. Plädoyer für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Klinger, Cornelia (Hrsg.): Über-Kreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot: 38–67.
- Klinger, Cornelia (2012): Für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte. In: Portal Intersektionalität, online verfügbar unter: <http://portal-intersektionalitaet.de/uploads/media/Klinger.pdf> (abgerufen am 09.09.2021).
- Knapp, Gudrun-Axeli (2008): Verhältnisbestimmung. Geschlecht, Klasse, Ethnizität in gesellschaftstheoretischer Perspektive. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Klinger, Cornelia (Hrsg.): Über-Kreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot: 138–170.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2013): Zur Bestimmung und Abgrenzung von „Intersektionalität“. Überlegungen zu Interferenzen von „Geschlecht“, „Klasse“ und anderen Kategorien sozialer Teilung. In: Erwägen Wissen Ethik, Jg. 24/3: 341–354.
- Koopmans, Ruud (2020): Das verfallene Haus des Islam. Die religiösen Ursachen von Unfreiheit, Stagnation und Gewalt. 2. Aufl. München: C. H. Beck.
- Kováts, Eszter, Thomas Land (2020): Klassismus – Wie die Analyse der Ausbeutung durch Anerkennung der Diskriminierten ersetzt wird. In: Rote Ruhr Uni, online verfügbar unter: <https://www.rote-ruhr-uni.com/cms/IMG/pdf/klassismus.pdf> (abgerufen am 09.09.2021).
- Lenhard, Philipp (2011): Negativer Universalismus. Giorgio Agamben, Étienne Balibar und der Zusammenhang von Antirassismus und Israelhass. In: Lenhard, Philipp/Gruber, Alex (Hrsg.): Gegenauflklärung. Der postmoderne Beitrag zur Barbarisierung der Gesellschaft. Freiburg: çaira: 195–219.
- Lenhard, Philipp (2021): „Weiße Juden“. Zum Unterschied von Rassismus und Antisemitismus. In: Gerber, Jan (Hrsg.): Hallische Jahrbücher #1. Die Untiefen des Postkolonialismus. Berlin: Edition Tiamat: 47–72.
- Maani, Sama (2018): „Obama ist nicht schwarz“. Die Krux mit der Identitätspolitik. In: Vukadinović, Vojin Saša (Hrsg.): Freiheit ist keine Metapher. Antisemitismus, Migration, Rassismus, Religionskritik. Berlin: Querverlag: 33–48.
- Mader, Dimitri (2013): „Conditioning is not determinism“ – Margaret S. Archers Agency-Theorie und die herrschaftsförmige Einschränkung von Handlungsfähigkeit durch Geschlecht und Klasse. In: Kallenberg, Ver/Meyer, Jennifer/Müller, Johanna M. (Hrsg.): Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen. Wiesbaden: Springer VS: 219–243.
- Marten, Eike, Katharina Walgenbach (2017): Intersektionale Diskriminierung. In: Scherr, Albert/El-Mafaalani, Aladin/Yüksel, Gökçen (Hrsg.): Handbuch Diskriminierung. Wiesbaden: Springer VS: 157–171.
- Marx, Karl (2013): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Buch I: Der Produktionsprozess des Kapitals. In: Marx Engels Werke, Bd. 23. 24. Aufl. Berlin: Dietz (zit. MEW 23).
- Marx, Karl (2008): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band. Buch III: Der Gesamtprozess der kapitalistischen Produktion. In: Marx Engels Werke, Bd. 25. 16. Aufl. Berlin: Dietz (zit. MEW 25).
- Marz, Ulrike (2021): „Das waren noch gute Zeiten ...“ Zur Bedeutung der Ideologiekritik Kritischer Theorie für Rassismuskritik heute. In: Beyer, Heiko/Schauer, Alexandra (Hrsg.): Die Rückkehr der Ideologie. Zur Gegenwart eines Schlüsselbegriffs, Frankfurt am Main: Campus: 401–430.
- McCall, Leslie (2005): The Complexity of Intersectionality. In: Signs, Jg. 30/3: 1771–1802.
- Michaels, Walter Benn (1997): Biography of an ex-white man. Why race is not a social construction. In: Transition, Nr. 73: 122–143.
- Miles, Robert (1992): Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs. Hamburg u.a.: Argument.

Reed, Adolph (2016): How Racial Disparity Does Not Help Make Sense of Patterns of Police Violence. In: Nonsite, 16.09.2016, online verfügbar unter: <https://nonsite.org/how-racial-disparity-does-not-help-make-sense-of-patterns-of-police-violence/> (abgerufen am 09.09.2021).

Sanolas, Elvira (2018): Geschlecht als Wille und Design. Zur Kritik an der queeren Multiplikation der Geschlechtsidentitäten. In: Linkerhand, Koschka (Hrsg.): Feministisch Streiten. Texte zu Vernunft und Leidenschaft unter Frauen. Berlin: Querverlag: 188–200.

Sanolas, Elvira (2020): Klasse in Zeiten der Antidiskriminierung. In: Lirabelle, 29.10.2020, online verfügbar unter: <http://lirabelle.blogspot.eu/2020/10/28/klasse-in-zeiten-der-antidiskriminierung/> (abgerufen am 09.09.2021).

Sartre, Jean-Paul (2017): Überlegungen zur Judenfrage. 3. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Schneider, Etienne (2013): Intersektionalität und marxistische Gesellschaftstheorie. Gesellschaftliche Totalität und die Pluralität gesellschaftlicher Widersprüche. In: PROKLA, Jg. 43/3: 381–400.

Schmitt-Egner, Peter (1976): Wertgesetz und Rassismus. Zur begrifflichen Genesis kolonialer und faschistischer Bewußtseinsformen. In: Backhaus, Hans-Georg (Hrsg.): Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie, Bd. 8/9. Frankfurt/M.: Suhrkamp: 350–405.

Schraub, David (2019): White Jews: An Intersectional Approach. In: AJS Review, Jg. 43/2: 379–407.

Schulz, Benedikt (2020): „Niemand kann behaupten, von Rassismus nicht betroffen zu sein“. In: Deutschlandfunk, 21.06.2020, online verfügbar unter: https://www.deutschlandfunk.de/diskriminierung-niemand-kann-behaupten-von-rassismus-nicht.694.de.html?dram:article_id=479059 (abgerufen am 09.09.2021).

Soiland, Tove (2012): Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. Intersectionality oder Vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie. In: Portal Intersektionalität, online verfügbar unter: http://portal-intersektionalitaet.de/uploads/media/Soiland_04.pdf (abgerufen am 09.09.2021).

Stögner, Karin (2017): „Intersektionalität von Ideologien“ – Antisemitismus, Sexismus und das Verhältnis von Gesellschaft und Natur. In: Psychologie & Gesellschaftskritik, Jg. 41/2: 25–45.

Stögner, Karin (2019): Wie inklusiv ist Intersektionalität? Neue soziale Bewegungen, Identitätspolitik und Antisemitismus. In: Salzborn, Samuel (Hrsg.): Antisemitismus seit 9/11. Ereignisse, Debatten, Kontroversen. Baden-Baden: Nomos: 385–402.

Stögner, Karin (2021): Intersektionalität zwischen Ideologie und Kritik. In: Beyer, Heiko/Schauer, Alexandra (Hrsg.): Die Rückkehr der Ideologie. Zur Gegenwart eines Schlüsselbegriffs. Frankfurt/M.: Campus: 431–466.

Winker, Gabriele, Nina Degele (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript.

Zander, Michael (2017): Was ist problematisch an Intersektionalität? In: Psychologie & Gesellschaftskritik, Jg. 41/2: 47–65.

ZUM AUTOR:

Robin Forstenhäusler, 30, studiert Philosophie im Master an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Seine wissenschaftlichen Interessengebiete sind Sozialpsychologie, Kritik der politischen Ökonomie, politische Philosophie des Rassismus und Antisemitismus sowie Theorien der Moderne und Postmoderne.

An dem Beitrag haben folgende Redaktionsmitglieder im Review, Betreuung und Lektorat mitgearbeitet: **Annabell Lamberth**, **Daniel Bräunling** und **Nils Haacke**.